

Der Christbaum

und seine Vorläufer in Franken

Von Dr. Fritz Heeger

Im Mittelpunkt unserer häuslichen Weihnachtsfeier steht der immergrüne, lichtumstrahlte Christbaum. Seit unserer Kindheit ist er uns lieb und vertraut. Er verdient es daher, daß wir uns einmal mit seiner Herkunft und seinen mannigfachen Erscheinungsformen im Frankenland befassen.

Schon in den Weihenächten der Mittwinterzeit mögen wintergrüne Zweige, die unsere Vorfahren in Haus und Hof aufgestellt haben, Lebenskraft und Segen ausgestrahlt haben, wie dies für spätere Zeit Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“ (1494) bezeugt:

Und wer nit etwas nuwes hat
und umb das nuw jor syngen gat
und grym tannryß steckt in syn huß,
er meynt, er lebt das jar nit uß.

Aus solchen Anschauungen des deutschen Volkstums sind dann im Laufe der Jahrhunderte unsere Christbäume herausgewachsen. Als ihre Wiege gilt das alamannische Elsaß, wo sich um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Entwicklung vom „Tannriß“ zum großen „Weihnachtsmaien“ vollzog. Schon anno 1521 mußte man vom Thomastag an den Schlettstadter Wald hüten, um das eigenmächtige Schlagen von Tannenbäumen zu verhindern. Aber fast um dieselbe Zeit ist ein ähnliches Ereignis auch schon im rheinfränkischen Gebiet am Untermain festzustellen. Aus dem Jahre 1527 nämlich ist uns ein Prozessbericht überliefert, in dem Mainz und die Stockstadter Waldhübner den Hanauer Fösteren das Recht bestreiten, im Oberhübner Wald Christbäume zu hauen, denn dadurch werde der Wald verwüstet.

Aber noch geraume Zeit ging darüber hin, bis der große Festtannenbaum auch östlich des Spessarts Boden gewann. Da herrschten noch bis ins vorige Jahrhundert Vorläufer unseres Christbaums in mannigfachen Formen. Da gab es zunächst einfache Tannenzweige, wie wir sie schon bei Sebastian Brant erwähnt gefunden haben. So erzählte mir eine Frau aus Zeuzleben (geb. 1856), daß in ihrer Jugend der Christbaum ganz unbekannt war; man hing damals noch Tannenwedel, die mit Zuckerstückchen und -puppen geziert waren, für die

HUT-EISMANN

Würzburg, Augustinerstraße 2

BE-HÜTET die gut gekleidete Dame
den gut gekleideten Herrn

Hutmacher seit 1871. - Sämtliche Hutreparaturen im eigenen Betrieb.

Kinder auf. In Thüngersheim nagelten einzelne Familien in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Fichtenwedel mit einem Reiter und anderen Zuckerstückchen an die Wand.

Ein bedeutender Schritt in der Entwicklungsgeschichte unseres Christbaumes war der, daß man statt der Zweige kleine Tannenbäumchen aufhängte, die wohl geshmückt, aber lichterlos waren. Johann Peter Hebel sah diesen hängenden Weihnachtsbaum in seiner alamannischen Heimat um 1800: „Do hangt e Baum, nei luegt me doch und lueg!“ Auch in Franken finden wir den Christbaum in dieser Entwicklungsstufe. So wurde in Dürrfeld um 1830 ein Bäumchen ohne Lichter ins „Herrgottseck“ gehängt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist der hängende Baum in Grettstadt, Maßbach und Gückelhirn (Bez. Ebern) bezeugt. Hier wurde das Bäumchen an einem Haken an der Decke aufgehängt; als Schmuck benutzte man Äpfel, in Mehl getauchte Nüsse und Marzipanreiter. In Priegendorf wurde um 1890 der Christbaum fast durchweg aufgehängt und in Untersambach hing in vielen Stuben um 1900 noch das Bäumchen an der Decke oder am Durchzug ohne Lichterschmuck.

In Oberfranken ging der Christbaum von den Barbarazweigen aus, die überall bei uns am 4. Dezember in der Frühe „unbeschrien“ gebrochen und dann in die warme Stube gebracht werden, daß sie an Weihnachten erblühen. So schnitt man dort größere Weichsel- oder Kastanienäste am Barbaratage und bewahrte sie in Kübeln in der Stube. Am Weihnachtsabend wurde dann der blühende „Barbarabaum“ mit etlichem Zuckerzeug und „Leckerla“ für die Kinder geshmückt. In Jean Pauls Elternhaus zu Joditz bei Hof taucht 1765 — 76 ein Birkenbäumchen im Weihnachtszimmer auf. In „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ steht darüber: „... die abgehauene Birke, welche jährlich an dem Andreasabend bei dem Stamme vom alten Holzhauer in die Stube geschleppt und dann in einen weiten Topf mit Wasser und Kalk gepflanzt wurde, damit sie gerade zur Weihnachtszeit, wenn die goldenen Früchte an sie gehangen wurden, schon die grünen Blätter dazu trüge.“ Daß diese Sitte zu jener Zeit in Oberfranken allgemein üblich war, beweisen die mehrfachen Erlasse der Regierung in Bayreuth, die sich gegen das Einbringen „grüner und anderer Bäume“ bei herannahender Weihnachtszeit wenden.

Die Quelle köstlicher Geschenke



Bayerisches
Schokoladenhaus

In Nürnberg gab es zu Ende des 18. Jahrhunderts sogar ganz große Obstbäume im Weihnachtszimmer, wie der Simplizianische Wundergeschichtskalender auf das Jahr 1795 vermeldet. Der mit allerhand Konditor- und Zuckerwaren und auch schon mit unzähligen Wachslatern geschmückte „Christkindleinsbaum“, der darin beschrieben ist, stand in einer Ecke der Stube und seine Zweige waren so ausgebreitet, daß sie fast die Hälfte der Stubendecke bedeckten und man darunter stand wie unter einer Sommerlaube.

Inzwischen hatte sich anderwärts der große Festtannenbaum zu dem Christbaum, wie wir ihn kennen und lieben, weiter entwickelt. Vor allem bekam er den Schmuck der brennenden Kerzen, den wir heute nicht mehr vermissen möchten. Zwar schreibt schon 1708 die Pfälzgräfin Liselotte in Erinnerung an die Weihnachtszeit in ihrem elterlichen Schloß zu Heidelberg: „Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen. Das sieht allerliebst aus, und ich möchte es noch heutzutage gern sehen“. Bis es aber zur Vereinigung des Kerzenschmucks mit dem Tannenbaum kam, dauerte es noch eine geraume Weile. Im Jahre 1737 werden in einer Schrift des Wittenberger Professors Kißling „die Lichter auf den Bäumen“ zum ersten Mal erwähnt und ungefähr aus derselben Zeit berichtet uns Jung-Stilling, der 1740 im Nassauischen geboren ist, daß er zu Weihnachten beim Erwachen einen hellerleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen, Schäfchen, Obst und Puppen bekam. So war damals die endgültige Form unseres Christbaums vereinzelt nachweisbar, aber erst Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts begann er seinen Eroberungszug durch alle deutschen Lande, vom Elsaß bis nach Hamburg und Danzig.

Ganz spät erst hatte sich der Christbaum in den katholischen Ländern Süddeutschlands eingebürgert. Es fehlte hier, wo die lichterumstellte Krippe im Gebrauch war, die Aufnahmefähigkeit; zudem wurde er für eine protestantische Eigentümlichkeit gehalten. Nach München kam er 1830 durch die Gemahlin Ludwigs I. In Würzburg ist der Gebrauch des Christbaums erst in den 40er Jahren aufgekommen. Damals hielten am Marktbrunnen zwei bis drei Händler, jeder ein paar dutzend Bäume feil. Um diese Zeit hat man auch schon in den Dörfern der Marktheidenfelder und Karlstadter Gegend



allgemein Christbäume aufgestellt, während in den östlichen Teilen Frankens seine Vorläufer, die wir kennen gelernt haben, bis um die Jahrhundertwende sich hielten. In die Rhön kam der Christbaum erst spät, vor 80 Jahren war er da noch unbekannt; erzählte doch dem Verfasser des volkskundlichen Buches „Rhönerisch und Fränkisch“ Dr. Pfeifer eine alte Rhönerin aus ihrer Jugend: „Kreisbööm gas koe“ (Christbäume gab es keine).

In den protestantischen Strichen Oberfrankens war der alte Barbarabaum bereits 1865 durch unseren Christbaum verdrängt und auch in katholischen Bezirken hielt das funkelnde Tannenbäumlein um diese Zeit schon seinen Einzug.

Heute sind alle Vorläufer verschwunden. Der festlich geschmückte Christbaum strahlt auch in der schlichtesten Hütte. Er ist längst in der Welt zu einem Sinnbild deutscher Kultur und Gesittung geworden. Unsere Auswanderer haben im vorigen Jahrhundert mit anderen deutschen Gebräuchen auch den Christbaum mit übers Meer genommen. Und so lässt heute der „Baum für Alle“ sein Licht in Newyork ebenso versöhnend leuchten wie in den deutschen Städten.

Herbststudienfahrt der Gruppe Würzburg
ins Tauber-Maintal
am Sonntag, dem 23. September 1951

Von E. A. Sator

Mit Omnibus und Anhänger fuhren wir Würzburger und einige Bundesfreunde aus Karlstadt unter Führung von Professor Peter Endrich los, eine froherwartungsvoll gestimmte Gesellschaft, hinunter ins „Badische“. Ja man kann schon sagen hinunter, denn wenn der Motor erst die Maintalhöhe bei Kist erklettert hat, dann fällt das Sträßlein sacht aber unaufhaltsam durch Schlenken, Wiesen und Waldtälchen hinab ins grüne Taubertal. Alte Wege sind das (man merkt es schon an ihrer derzeitigen Beschaffenheit — im Musterländle werden sie allerdings sofort besser!) Hier herauf zogen schon die Bauernhaufen, die im Jahre 1476 (ein halbes Jahrhundert also vor dem großen Bauernaufstand) sich in **Niklashausen** versammelt hatten, um ihr Pfeifer-Hänsle, den Hans Böheim, oder auch Paukerhans genannt, zu befreien, nach Würzburg. Der Pfeifer von Niklashausen,

Chemnitzer Strumpfgeschäft
EDMUND GRAF
Würzburg, Kürschnerhof 11

Herren-Artikel
Damenwäsche
Strumpfwaren
Handschuhe
Schals
besonders preisgünstig